

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

7.1.1923 (No. 1)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 1



7. Jan. 1923

Eduard Behse / Der Heidelberger Hof.

1619 zog Kurfürst Friedrich V. aus der Pfalz, um die Krone von Böhmen zu nehmen, dreißig Jahre lang sah die Pfalz ihre Herrscher nicht. Nach dem Verlust der unglücklichen Prager Schlacht (1620, 8. November) lebte Friedrich noch zwölf Jahre im Haag, unterhalten von seinem Schwiegervater und den Generalstaaten. Die Spanier besetzten die Rheinpfalz und blieben darin die Herren bis zum Frieden. Erst mit Gustav Adolfs Landung 1630 kam wieder ein Schimmer von Glück, aber dreizehn Tage nach dem Tode des Schwedenkönigs bei Lützen, der Friedrich wie ein Donner Schlag betraf, starb er selbst aus Alteration, am 29. November 1632, nur sechsunddreißig Jahre alt, zu Mainz.

Die schöne romantisch-melancholische Elisabeth Stuart hatte ihrem Gemahl in dem Zeitraum von sechzehn Jahren dreizehn Kinder geboren, drei als Kurfürstin, eines als Königin und die übrigen neun im Exil.

Von diesen ist besonders merkwürdig Luise Hollandine, die 1622 „ohne Schmerzen“ geborene Tochter, die mit ihrem Bruder Eduard nach Frankreich verdrungen ward, sich hier 1658 konvertierte, Nektistin von Maubuisson wurde und 1700, siebenundachtzigjährig, starb. Diese ganz absonderlich humorisierte geistliche Dame pflegte „bei ihrem Leibe, der vierzehn außereheliche Kinder getragen hatte“, zu schwören.

Erst der Frieden restituerte den Sohn des geachteten Winterkönigs, Karl Ludwig, welcher in London lebte. Karl Ludwig sah in London noch seinen Oheim Karl I. Stuart auf dem Schafotter sterben und kam 1649 im Oktober in die Pfalz zurück, damals 32 Jahre alt.

Karl Ludwig war nebst seinem Vater weithin der interessanteste Fürst aus der alten calvinischen Kurlinie vom Hause Simmern. Er glück im Kenneren seiner Mutter. „Der Kurfürst, unser Herr Vater Seliger,“ schreibt einmal seine Tochter, die Herzogin von Orleans, „gleich der Königin, seiner Frau Mutter: die Königin von Böhmen hatte schwarze Haare, ein lang Gesicht, starke Nase.“ Er war in Holland erzogen und hatte dort und in England einen weiteren Anschauungskreis gewonnen. Im Jahre nach seiner Zurückkunft aus London, 1650, vermählte er sich mit Charlotte, der Tochter der berühmten, energischen Landgräfin-Vormünderin Amalie von Hessen aus dem Hause Hanau, der getreuesten Allierten Gustav Adolfs und Frankreichs im Dreißigjährigen Kriege. Aber die Ehe fiel schlimm aus: sie war eine der unglücklichsten fürstlichen Ehen in Deutschland. Charlotte war eine sehr hochfahrende, befehlshaberische, eigenwillige, zänkische Dame, sie konnte sich mit Karl Ludwig nicht vertragen. Nach der Geburt von drei Kindern war der vollständige Bruch da: Charlotte ging, wie Kaiser in seinem „Schauplatz von Heidelberg“ erzählt, in ihrer Abneigung so weit, daß sie bei einem Reichstage in Regensburg, wohin sie der Kurfürst mitgenommen, denselben „mit Entbehnung des Leibes beschimpfte.“ Alle Bemühungen der benachbarten Fürsten von Württemberg und Baden-Durlach, die Einigkeit wiederherzustellen, waren vergebens.

Darauf tat Karl Ludwig einen Schritt, der damals das größte Aufsehen in Europa machte. Er hatte seine Neigung einer sanfteren Dame zugewandt, dem schönen Hoffräulein der Kurfürstin, Luise von Degenfeld; das Verhältnis war durch lateinische Liebesbriefe, die er mit ihr wechselte, eingeleitet worden, die man lange für Originalbriefe gehalten hat, es fand sich aber, daß diese Briefe dieselben waren, welche in dem Romane von Aeneas Sylvius Piccolomini, des späteren Papstes Pius II. „De Euriolo et Lucretia“, der Liebesgeschichte eines Grafen Schlid mit einer Dame zu Siena, stehen. Karl Ludwig ging mit dieser schönen, sanften Dame jetzt im Jahre 1658 eine Ehe zur Linken Hand ein; der Bruder Luises, Ferdinand, der in venetianischen Diensten stand, wo er durch einen Schuß bei Belagerung einer türkischen Festung beide Augen verloren hatte — er starb 1680, 81 Jahre alt, als pfälzischer Geheimer Rat — drängte zu diesem Schritte, er hatte dem Kurfürsten erklärt, daß er den letzten Blutstropfen opfern würde, um das Todesurteil seiner Schwester zu unterzeichnen, wenn der Kurfürst nicht ihre Ehre herstellte und sie gar nicht oder auch nur heimlich heirate.“ Karl Ludwig zog sich mit Luise nach Schwetzingen zurück, und sie machte ihn innerhalb sechzehn Jahren zum Vater von dreizehn Kindern, welche nach einer alten ausgestorbenen Familie „die Raugrafen und Raugräfinnen“ hießen. Sie starb, als sie mit dem vierzehnten Kinde schwanger ging, im Jahre 1677.

Die Kurfürstin Charlotte war in Heidelberg zurückgeblieben, und ihre Eiferucht führte lange die heftigsten Szenen herbei. Im Gegenwart des Markgrafen Friedrich von Baden-Durlach ließ sie einmal die Neukerkung fallen: „Mein Gemahl liebt die Mäde mehr als die Frauen“; der Kurfürst kam damals mit der Wütenden so hart zusammen, daß er ihr eine Ohrfeige gab. Als sie von ihrem Gemahl verstoßen werden sollte, warf sie sich ihm mit ihren Kindern zu Füßen. Luise flüsterte dem Kurfürsten zu: „Servate vostra parola!“ Da schlug der Kurfürst die Hände über dem Kopfe zusammen und ging hinaus. Zuletzt ging Charlotte so weit, daß sie den Versuch machte, ihre Nivalin zu töten, sie holte deshalb ein Pistol: Graf Wolf von Hohenlohe entriß es ihr, als sie im Begriff war, es auf Luise abdrücken, und schob es zum Fenster hinaus. Endlich entschloß Charlotte sich, das Feld zu räumen: sie zog im Jahre 1662 von Heidelberg weg und bogab sich in ihre Heimat Rassel; erst nach dem Tode ihres Gemahls 1680 kehrte sie wieder zu ihrem Sohne in die Pfalz zurück.

Als sie im Jahre 1686 starb, machte sie einigen von ihrer Dienerschaft in ihrem letzten Willen Vermächtnisse, den meisten aber vermachte sie „ihren letzten Unwillen“ mit beigefügtem Befehle, „darüber zu weinen“. Selbst ihren Sarganzu befahl die befehlshaberische Dame noch an, und ihre eigem Schwägerin sagte bei dieser Gelegenheit: „Ce sera la seule fois, qu'on l'habillera sans qu'elle gronde ou batte ses gens.“

Karl Ludwig war einer der wenigen Fürsten, die durch das in ihrer Jugend erlittene Unglück zu ihrem Amte tüchtig ge-

macht worden waren. Alle Geschäfte gingen durch seine Hand, er besuchte regelmäßig die Kanzlei und die Kammer und zog sich so tüchtige Räte und Beamte, daß sie weit und breit berühmt wurden; er verstand es vollkommen, sich fürchten und gehorchen zu machen. Alle Räte des Kurfürsten mußten durch einen besonderen Revers ihm Verschwiegenheit und keine Geschenke anzunehmen geloben. Er strengte sie Tag und Nacht zur Arbeit an und sagte einst, als er auf der Kammer, wo die Bildnisse seiner Vorfahren hingen, bei einem derselben das Prädikat patiens las: „Ach bin impatiens, wenn man nicht fleißig arbeitet.“ Ungeachtet aber seine Räte stets beschäftigt waren und sie ihm alles berichten mußten, folgte er doch mehr seinem Willen als ihrem Räte. Er pflegte zu sagen: „Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen,“ aber er bestrafte die falschen Angeber nicht, um sie nicht abzuerschrecken, ihm vieles zu entdecken, wofür seine Augen nicht reichten. Karl Ludwig war ein vortrefflicher Finanzier, er haßte alle unnütze Pracht bei Hofe, und wie wohl er nur 1 vom 100 Steuer nahm, hatte er doch stets eine Barschaft von einer Million Gulden, und bei seinem Tode überfielen die Landeseinkünfte die Summe derselben vor dem Kriege.

Karl Ludwig hatte den Wahlspruch: „Deus providebit.“ Er war aber ein gar bestiger Herr. Nach dem Tode Kaiser Ferdinands III. bei den Streitigkeiten der Pfalz mit Bayern, wem die Ausübung des Reichsvikariats gebühre, kam er 1658 nach Frankfurt auf den Konvent und warf dem bayerischen Gesandten Dr. Vexel auf einen harten Vorstreit das Tintenfaß nach dem Kopfe. In Genf prügelte er den Verfasser einer deutschen Reise, Oldenburger, durch, der über sein Liebesverhältnis zum Fräulein Degenfeld vor und nach seiner Trauung vor seiner rechtmäßigen Gemahlin sich ausgelassen hatte, und ließ ihn die zwei Blätter des Buchs, die die anstößigen Sachen enthielten, aufessen. Mit den geistlichen Herren um sein Land herum kam er 1665 in Streit wegen Ausübung des Wildfangrechts, das er benutzte, um seine ruinierten Länder wieder zu bevölkern. Ebenso geriet er mit dem Herzog von Lothringen 1668 in einen kleinen Krieg, weil dieser nach dem Westfälischen Frieden noch pfälzische Ortsherrschaften besetzt hielt. Als der Marschall Turenne 1674 die berühmten Nordbrennerien in der Pfalz auf seines Herrn Befehl anführte, forderte er ihn, erzählt über die ringsumher rauchenden Dörfer, zum Zweikampf. Turenne antwortete aber: „Zeitdem er die Ehre habe, dem König von Frankreich zu dienen, schläge er sich nur an der Spitze von 20 000 Söldnern.“

Karl Ludwig starb am 28. August 1680 auf dem Wege nach

Heidelberg zu Edingen unter freiem Himmel, unter einem Aufbaum und einer Nebelhaube, 63 Jahre alt.

Welch höchst einnehmende Persönlichkeit dieser Kurfürst gewesen sein muß, „lustig und recht possierlich und immer von gutem Humor und weit vom Aberglauben,“ geht recht deutlich aus der Bärtlichkeit hervor, mit welcher seine Tochter Elisabeth Charlotte, noch lange nach seinem Tode sein Andenken verehrte. Unterm 14. Mai 1695 schreibt sie aus Paris an ihre natürliche Schwester, die Marggräfin Luise: „Es ist mir lieb, daß Karl Moritz *) mich lieb hat, ob er mich schon nicht kennt, daß Gebüß mich es thun. Das ich ihn lieb hab, ist kein Wunder, ich hab ihn auf die Welt kommen sehen und über das, so habe ich einen solchen Respekt vor Ihr Gnaden uners Herrn Vater Seligen in meinem Herzen behalten, daß ich alles lieb habe, was Ihr Gnaden Kinder sein. Ich wünsche, daß Herr Rittmeister Karl Moritz bald Obrister mag werden. Siebe Luise, man stirbt nur, wenn die bestimmte Zeit kommt, Karl Moritz wird nicht länger leben, als sein Destin ist, er mag bei Hof oder in Kriegsdiensten sein, darum laßt ihm nur seine Inclination folgen, denn das alles, wozu einen die natürliche Inclination treibt, thut man besser, als wozu man sich zwingt.“ Und kurze Zeit darauf, 26. Juli 1695, schreibt sie wieder aus St. Cloud: „Ich bitte Euch, liebe Luise, schreibt mir, ob Ihr etwas davon wißt nämlich, daß Ihr Gnaden unser Herr Vater nach Euer Fran Mutter Tod einen Sohn solle bekommen haben von einer schweizerischen Jungfer, so bei der Frau Marggräfin solle gewesen sein und Holländerin solle geheißen haben und daß der Churfürst Selig Geld solle in die Schweiz geschickt haben, das Kind dort zu erziehen lassen und daß der Bub dort erzogen wird und gar artig sein soll und viel Verstand haben.“

Karl Ludwig hinterließ von seiner rechtmäßigen Gemahlin nur zwei Kinder, einen Sohn, Karl, der sein Nachfolger ward, und diese geschickte Tochter, die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte. Obgleich grundhässig, behauptete sie sich an dem frivolsten französischen Hofe durch ihren ungewöhnlichen Geist, selbst Ludwig XIV. ehrte ihren Rat nicht bloß in Familien, sondern auch in Staatsangelegenheiten. Ihre später publizierten Briefsammlungen mit ihrer Stiefschwester, der Marggräfin Luise, und mit der geistreichen Königin von England, Karoline von Ansbach, sind die Hauptquellen über die heimlichsten Heimlichkeiten der damaligen deutschen Höfe.

(Aus der Ausgabe der Hofgeschichten von Eduard von Beshe im Verlag von Georg Müller in München.)

*) Ihr Bruder, der Margraf, in preussischen Diensten.

Otto Weiner / Herr Brunwart von Augheim.

Ein Minnesänger aus dem Markgräflerland.

Oberhalb Müllheim grüßt aus den Gründen sanftgewellter Rebhügel ein schmuckes Kirchlein. In den Vorhügeln des Schwarzwaldes eingebettet, ruht hier am Fuße des Wauern ein liebliches Dörflein, reich an Obst und einer namhaften Reihe stattlicher mauerumwehrter Bauernhöfe, Augheim, in neuerer Zeit Nuggen genannt. Das Haus Leuzburg, das Domstift Kenntanz, der Johanniterorden, das Kloster Thennenbach, der Freiherr von Wenberg u. a. hatten hier Höfe, Eigen- und Lehengüter. Von der Straße gen Schliengen führt eine trauliche Allee zum Dorfe hinüber, deren Fortsetzung nordwestwärts, der Ebene zu, im Stadtweg bei Neuenburg am Rhein endigt. In dieser Gegend stand einst ein Wasserfloß, rings von einem Weibher umgeben und nur vermittelst einer Zugbrücke zugänglich. Solcherlei Wasserflöße waren ursprünglich im Breisgau nicht selten. Es sei auf die Burg Kirchzarten im Himmelreich und das abgegangene Wagener Schloßlein am Fuße des Tunberges, das im Anfang des 18. Jahrhunderts der Markgraf Karl Wilhelm, der Gründer von Karlsruhe, als Jagdschloß benutzte, hingewiesen. Bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurden bei Neuenburg, wie Briesgauer schreibt, Mauerwerke beim Bebauen des Feldes zutage gebracht. Eine weitere Burg befand sich mitten im Dorf zu Nuggen „an der Stelle des heutigen Schulhauses, dessen kleiner Garten, von drei Seiten durch eine Wiese und sumpfiges, vertieftes Wiesenland eingeschlossen, noch den Namen Schloßgarten trägt, während die dazu gehörige Burg gegen Norden durch einen starken Burggraben ihren Abschluß fand.“

Die eine dieser beiden Burgen befand sich im 13. Jahrh. als Lehen der Grafen von Freiburg und Madenweiler im Besitz der Ministerialenfamilie der Sermentzer, die andere gehörte dem berühmten Geschlecht der Edlen von Augheim. Die Frage, wo man die Sermentzer und wo die von Augheim wohnten, ist nicht geklärt. Während Grimm in seiner „Geschichte der Minnesänger“ (1897) das Schloß in der Ebene den Herren von Augheim zuweist und das andere den Sermentzern, nimmt Pfaff in seinem Buche „Der Minnesänger im Lande Baden“ (1908) das umgekehrte Verhältnis an. Die Edelknechte von Augheim waren Vasallen des Markgrafen von

Hochberg und im Dorfe reich begütert. Der Propst von Bürglen kaufte von dem Ritter Reginald von Augheim Neben bei Büzingen, und später schenkte die Brüder Gerung, Johann und Heinrich, wohl die Söhne Reginalds, der Abtei Neben bei Müllingen und einen Acker im besten Gelände des augheimischen Dorfbannes. Vom 13. Jahrhundert ab wurde es im Breisgau Regel, daß der kleinere Landadel sich in die Städte zog. Und so finden wir auch die Herren von Augheim und die Sermentzer als Außenbürger der Stadt Neuenburg am Rhein, wo jede Familie ein stattliches Steinhaus besaß und in den Bürgerämtern eine hervorragende Stellung einnahm. In einer Urkunde von 1265 erscheint „Herr Rudolf von Duchein“ als Schultheiß zu Nüwenburg und 1295 Herr Johannes Brunwart von Duchein und Herr Berthold der Seringer als Ritter von Nüwenburg.

Im Jahre 1271 brachte der Tod des Grafen Konrad I. von Freiburg schweres Unglück über den Breisgau. Graf Heinrich von Freiburg, Konrad II. Sohn, wollte sich nach seines Vaters Tod in Neuenburg, das ihm bei der Teilung zugesprochen war, im Frühjahr huldigen lassen, beleidigte aber am Abend vor dem Huldigungstage die Ehre einer Bürgerfrau, woraufhin ihm die Neuenburger die Huldigung verweigerten und ihn mit seinem Gefolge gewaltfam aus der Stadt vertrieben. Der daraus entstehende Krieg nahm eine ungeahnte Ausdehnung an, da sich auf die Seite des Grafen Heinrich sein Bruder, Graf Egon III., der Herr der unteren Herrschaft im Breisgau, Graf Rudolf von Habsburg, nachmaligen deutschen König und endlich die Adelspartei der Sterne zu Basel schlugen. Auf Neuenburger Seite waren Markgraf Heinrich III. von Hochberg und seine Söhne, dann der Graf von Neuenburg in der Schweiz und die Herren von Rötteln, sowie der Fürstbischof von Basel und mit ihm die weitaus mächtigere Adelspartei der Stitzer oder Papageien zu Basel. So waren nun die Neuenburger und die beiden Oberherren von Nuggen mit hineingezogen in die bereits schon vorher ausgebrochenen heftigen Kämpfe der beiden genannten Adelsparteien und in die wilde Fehde zwischen dem Grafen von Habsburg und dem Bischof Peter von Basel. Der Krieg wurde nach damaliger Sitte mit allen

Schreden der Verwüstung und Grausamkeit geführt, und namentlich wandte man das entsetzlich rohe Mittel an, seinen Gegner damit zu schädigen, daß man den Gefangenen die Beine abschlug und sie in diesem Zustande liegen ließ — eine Untat, welche die habsburgische Partei an fünfzig Neuenburger und Baslern verübte. In diesen Zeiten befand sich die eine der kugelnreichen Dienstmannenfamilien, die Sermentzer, die Lehensleute des Grafen von Freiburg war, in einer üblen Lage, in einem Zwiespalt ihrer Pflichten als Bürger einer Stadt, die mit diesem Lehensherrn im Kriege lag. Da nun Lehensuntrene als größte Schmach hätte empfunden werden müssen, die einem Rittersmann begegnen konnte, und damit selbstverständlich Verlust aller Lehensgüter verbunden war, entschieden sich die Sermentzer für den Lehensherrn. Nun aber wandte sich die Bürgererschaft mit doppeltem Haß gegen ihre ehemaligen Mitbürger und zerstörte die Burg zu Nuggen von Grund aus. Lehenträger der anderen Burg aber war dazumal Ritter Brunwart von Nuggen, ein Minnesänger. Sein Lehensherr, Markgraf Heinrich II. war nun in diesem Kriege Bundesgenosse der Stadt, deren Bürger Brunwart selbst war. Und trotzdem haben die Neuenburger auch seine Burg zu Nuggen zerstört. Im Frühjahr 1273 hatte Graf Rudolf von Habsburg den Krieg mit erneuter Wucht und rücksichtsloser Härte aufgenommen, bis seine Wahl zum deutschen König ihn plötzlich vom Kriegsschauplatz abrief und den Frieden herbeiführte. Bei diesen erneuten Verheerungen ging wohl die Burg zugrunde, und Brunwart von Nuggen war auf lange Jahre auf seine Stadtwohnung beschränkt.

Unter diesen Verhältnissen verlebte Brunwart keine schöne Jugend. Ohne Zweifel hat der Minnesänger persönlich am Kampfe teilgenommen, denn er war nicht nur ein Krieger im Spiel der Feier, sondern auch ein ganzer Ritter, wie sein Titel „Herr“ darthut. Erwa um 1240 geboren, erlebte er in seinen späteren Jahren noch den Untergang der Hohenstaufen, und seine Jünglingsjahre hatten, wie schon erwähnt, unter den Greueln der kaiserlichen Zeit viel zu leiden. Sein Vornamen Brunwart war in der Familie derer von Nuggen so zahlreich verbreitet, daß er fast als eine Art Geschlechtsname angesehen werden kann. Bereits gegen Ende des 13. und 14. Jahrhunderts führen verschiedene Mitglieder des Geschlechts die Bezeichnung von Nuggen nicht mehr. Das Wappen der Familie war im goldenen Felde ein schwarzer Pfahl, in dem drei weiß und schwarz gezeichnete Rosen sich befinden. Diesen Wappen gibt auch die Heidelberger Handschrift C dem Minnesänger, womit ebenfalls seine Zugehörigkeit zu dem Geschlecht bezeugt wird. In der genannten Manesse'schen Niederhandschrift findet sich auch das Bild des Dichters in höflicher Kleidung. Die Gestalt seiner

Frau, die, unter einem stilifizierten Rosenbaum stehend, dem Sänger ihre Hand darreicht, ist eben dieses Baumes wegen, etwas klein ausgefallen. Das Haar bekränzt und vorgebeugten Hauptes bringt Herr Brunwart der Geliebten seine Huldigung dar.

In jenen entsetzlich rohen Tagen berührt uns Brunwarts zarter Sinn für die Schönheiten der Natur umso wohlthuender. Es sind im ganzen fünf Gedichte, die an sich wenig Verbreitung gefunden haben, denn sie sind nur durch die genannte Sammlung auf uns gekommen und sonst in keinem anderen Manuskript aufgefunden worden. Ihr Inhalt kann mit den Worten zusammengefaßt werden: Im Mai Sehnsucht nach dem roten Mändlein (I); im Winter freudiger Sang in Hoffnung auf Trost durch die Minne: dann wolle er erst recht singen (II); im Sommerreigen mit den Jungen sollten diese ihm bei der Geriesenen zum Lohne der Treue helfen (III); wiederum trauert er bei der allgemeinen Sommerfreude (IV); endlich als der Winter dem Sommer das Feld räumen muß (es scheint in dem Sinne der viel älteren und noch lebenden Kampflieder zwischen Sommer und Winter) und Freude auf den Straßen ist, ge-tröstet er sich nun der Minniglichen, die ihn einmal lieblich grüßte.

Das erste der fünf Lieder lautet mit einigen Aenderungen der alten Schreibweise: (Baden 1840)

„Schauet uf die grüne Haide
Wie gar wunniglich sie lit.
Seht, was lichter Augenwaide
Uns gebracht die Maien-Zit!
Doch muß ich in Sorgen sin,
Ob mich las in sonderm Leide
Die viel liebe Fraue min.“

„Ich gesah bi minen Jahren,
Was ich Frauen han gesehn
Nie ein Wis sowohl gebaren.
Ja, ich muß sührwahr es jahn:
Die, vor der ich minen Lib
Und die Sinnen sollte wahren
Ist ein minnigliches Wis!“

Sollt' ich ihrem rosen Munde
Nahen so, daß mich ihr Gruß
Minem Herzeleid entbinde —
Seht, so wär' mir Truren Bus!
Und ich wollt' in Freuden sin,
Ob ich nit zu einer Stunde
Güßt ihr rotes Mändlein.“

Wilhelm Zentner / Der Knabe und der Dichter.

Erzählung.

Der Arzt versicherte es übrigens noch einmal beim Weggehen, Bonaventura sei ein außergewöhnlich begabter Knabe, von einer ganz erstaunlichen Frühreife.

„Ja“, meinte die Mutter, Tränen in Augen und Stimme, „der Junge ist für seine elf Jahre so weit voraus. Sehen Sie bemerkt, Herr Sanitätsrat, daß das Bild unseres großen Dichters über seinem Bette hängt und wie er kein Auge davon läßt, wenn er nicht gerade in seinen Gedichten liest? Früher hing der Friedensengel, der ein frommes Kind in die himmlischen Wohnstätten trägt, an dieser Stelle, aber ich mußte ihn wegnehmen und das Bild des Dichters aufmachen, damit er es immer betrachten kann.“

„Wenn ihn das nur nicht aufregt, gnädige Frau!“

„Im Gegenteil, es beruhigt ihn. Ach, wie dann mitunter seine Augen glänzen können, Herr Doktor! Er sagt, er will selber ein Dichter werden; ja, er ist vollkommen überzeugt davon, daß er einer wird. Wie sollte er auch ahnen...“

Die Sprache erstarrte, Tränen übersiederten sie ganz.

„Man muß nicht immer an das Schlimmste denken, gnädige Frau“, suchte der Arzt zu trösten. „Indes er fühlte, wie sehr dieser Trost auf Rücken ging. „Freilich, die Sache ist ernst, verdammt ernst“, fügte er noch zögernder hinzu.

„Hoffnungslos! Sagen Sie es doch gerade heraus, hoffnungslos!“

„Man soll keinen Patienten aufgeben, solange er atmet. Das ist eine alte und bewährte Doktorsweisheit.“

„Und trauig wie eure ganze Wissenschaft!“

Der Arzt zuckte nur mit den Achseln. War das doch immer das Ende vom Lied. Er konnte es sattison genug. „Morgen früh sehe ich wieder nach“, sagte er, auf jede Entgegnung verzichtend. Dann schlüpfte er in seinen Mantel und entzettelte im Hincusgehen die Besorgnisfalten auf seiner Stirne, die ein leichter Unmut noch etwas tiefer gedrückt hatte. „Natürlich, immer ist es der Arzt“, dachte er mit leisem Lächeln, „immer der Arzt, der nichts kann! Wenn nur endlich einer von uns das ewige Leben erst den wollte. Des ewigen Lebens auch für dieses von vorne herein unerbittlich verlorene, schwindsüchtige, so außerordentlich begabte Kind. Ich gäbe meine ganze Praxis darum, wenn endlich Ruhe würde!“

Bonaventura war jedoch wirklich ein außerordentlich begabtes Kind. Er wußte, wie es um ihn stand. Vielleicht ohnte er sogar etwas von dem schönen Wort der Alten, daß die Götter den, welchen sie lieb haben, bald zu sich rufen. Am Ende war er selbst ein kleiner Liebling der Götter. Hätte man es nicht glauben können, wenn man in seine großen dunklen Augen blickte, diese zarte, beinahe dünsichtige Haut sah und die feinen, nervösen Schläfen, hinter denen man leise die Gedanken rieseln fühlte! Natürlich, die Mutter hätte gewünscht, ihn recht lange zu behalten. Wer mag das einer Mutter verdenken?

Jeden Wunsch suchte sie von seinen Wimpern, seiner Stirne zu lesen. „Willst Du wieder Dein Buch?“ fragte sie, nachdem sie den Arzt verabschiedet hatte. Doch Bonaventura verlangte Schreibzeug und Papier.

„Liebe Mama“, und sein Blick sprühte auf, „Liebe Mama“, sagte Bonaventura, „ich werde jetzt an den Dichter schreiben. Wenn ich ortgehe aus dieser Welt, dann wird er mir vielleicht einen Gruß mitgeben auf meine Reise... und das wäre herrlich. Denk dir doch, Mütterchen, er hat so wundervolle Verse gemacht auf eine Blüte, die im Frühling gestorben ist. Du kennst es doch, jenes wundervolle „Es ist ein Schnee gefallen“? Und gewiß, wenn er über eine kleine Blume so ein Gedicht gemacht hat, dann wird er wohl auch für mich ein paar Worte finden, denn seine Gedichte sind mir wie tausend Blumen gewesen, die für mich geblüht haben, Tag und Nacht, Sommer und Winter! Stell dir doch einmal vor, Mütterchen, wenn mir der Dichter wirklich schreiben würde... mir der Dichter! O, dann wäre es schön zu leben oder zu sterben, denn man könnte auf seinen Worten einschlafen wie auf einem weichen Kissen, wie unter einer Dornröschenbede, die leise, leise um uns herumwächst. Ja gewiß, Mama, wenn ich ihn recht sehr bitte, wird er mir antworten, und auch du sollst dich dann darüber freuen, daß mein kleines Leben so groß ausklingt!“

Bonaventura schrieb. Der Brief ging ab. Bonaventura genoss die freudige Spannung des Wartens. Sie belebte ihn neu; es schien besser mit ihm zu werden. Sogar der Arzt begann bei seinen Besuchen die Besorgnisfalten auf seiner Stirn leicht zu entzuzeln. Sollte ein Wunder...? Auch die Mutter hätte wieder zu hoffen angefangen, wenn sie für ein solches Tun nicht einen Rückfall als Vergeltung gefürchtet hätte. Noch mißtraute sie dem Schicksal. Ihr Erdengnug hatte sie eine einzige unerbittliche Nachsicht des Lebens als traurigen Rehrreim dieses

Daseins gelehrt. War es nicht ein Frevel, zu wähen, dieser Restrain würde einmal ausbleiben? Und gerade beim Feuerfest, was sie ihr Eigen nannte? Bisher war sie noch für jedes kurze Glück grausam lang bestraft worden.

Bonaventura erwartete die Antwort des Dichters. Er berechnete, wie lange sie noch säumen könne. Der Brief kam nicht. Bonaventura fand tausend Gründe für die Verzögerung. Dabei sah er die wachsende Betretenheit der Mutter. Er tröstete. „Aber Mütterchen, wie kommst du nur traurig sein! Siehst du, der Dichter hat ja gerade so mächtig viel zu tun! Er ist neulich 50 Jahre alt geworden. Jetzt muß er in den großen Städten herumreisen und sich feiern lassen. Alle wollen ihn haben, alle, die ihn verehren; da muß ich eben noch ein bißchen zurückstehen. Und ich finde das ganz richtig von dem Dichter; es geht nun nicht anders. Gehe es dir nicht gerade so, Mütterchen, wenn du der Dichter wärest? Aber dann, wenn er heimgekehrt ist aus den Städten in sein stilles Wohnhaus, wenn er wieder zu sich selber kommt und wieder hört, wie draußen der Wind durch die Sträucher geht und die Herbstblätter rascheln und fallen, dann wird er mir schreiben. Das weiß ich ganz bestimmt, Mama.“

Tausend Briefe brachte unterdessen die Post in die Stadt, während vor überlangem Warten Bonaventuras Gesichtchen lächelnd schmälere und, tausend gleichzeitige, überflüssige Briefe, Geschäftsanzeigen, Verlobungstorten, Geburtstagswünsche, Besuchsankündigungen, keine Zeile jedoch für Bonaventura, diese unbarmherzige, seelenlose Post, der Herzenwünsche und Sehnsüchte anvertraut werden, die sie unbarmherzig um ihre Gläubigkeit, ihre Gut und ihr Bangen in einem Briefkasten einschlingt, in Säcke schnürt, sortiert und wieder austrägt, ohne für eine Antwort zu sorgen. . . . diese unheimlich arbeitende Maschine, die so viel Seelenrecht trägt in verschlossenen, verriegelten Briefen und selber ohne Seele bleibt, eine gleichgültige, lässige Dienerin der Menschen, die wohl tausend Hände, aber nimmer ein Herz hat!

Nein, sie beschloß kein Herz, wenn sie es zuließ, daß eines Abends Bonaventura, fieberheiß, seiner Mutter zuflüsterte: „Mütterchen, wenn morgen früh der Brief von dem Dichter nicht eintrifft, wenn . . .“ Er vollendete nicht. Bonaventura, der bis dahin die Mutter geküßelt hatte, spürte Tränen aufsteigen. Er schweig, um sie niederzutämpfen. In dieser Nacht sprang das Fieber blühartig in die Höhe. An der Wand, gegenüber Bonaventuras Bett, nistete sich ein häßliches, betriebsames rotes Wesen ein, das unbläsig mit feurigen Wällen spielte. Wenn der Kranke die Lider schließen wollte, zielte der Unhold noch Bonaventuras Augen und traf sie mit sengendem Strohl. Im Dunkel der Ecke hochte noch gekuschelt, aber in unheimlich wogender Bewegung ein Tier. Der Knabe wußte, daß es gegen Morgen wider ihn aufspringen werde, Geißel und Schwanz um vor dem triefenden Mause. Bonaventura beschloß, sich nicht mehr zu wähen.

Die Besorgnisfalten auf der Stirn des Arztes ballten sich am folgenden Morgen zu kleinen Gebirgen, dazwischen dunkle Schattentäler dräuten. Die Mutter zerwühlte sich in Löswünsfen; hatte sie am Ende doch zu voreilig gehofft, nur eine Sekunde, nur einer Sekunde Sekunde? Der wahre Rehrreim schluchzte wieder in ihrer Seele: nun kam der Ausklang, der erwartete, gefürchtete Ausklang. Und kein Brief, aus der ganzen Gotteswelt kein Brief.

Bonaventura vermochte nicht mehr zu fragen. Das Tier aus der Ecke war aufgesprungen und hielt ihn umklammert. Nur seine Augen suchten hin und wieder die Mutter und forschten für seine Junge, der das Sprechen schwer ward.

„Der böse, böse Dichter“, flüsterte die Mutter, indem sie ihre nasse Wange an die fieberheiße ihres Kindes preßte.

Jedoch Bonaventuras Augen meinten: „Der gute, liebe, goldene Dichter! — Warum böse auf ihn sein, Mütterchen?“ —

Am Abend dieses Tages feierte gerade die Hauptstadt den Dichter mit einer Aufführung seines neuesten Werkes. Bei einem anschließenden Bankett wurde von einem der zahlreichen Redner geäußert, tausend und obertausend Augen sahen heute zu dem Dichter auf, der wahrhaft ein Führer und Beglückter seines Volkes sei. In der Erfüllung seiner erhabenen Kulturaufgaben dürfe er des allühenden Dankes der gesamten Nation gewiß sein. Er gehöre in der Tat allen, und dies sei sein stolzester Triumph.

Der Dichter dankte mit gerührter Miene und kam erst reichlich spät in sein Hotel. Dort traf er seinen Sekretär noch bei der Arbeit.

„Na, Kroll, sind Sie endlich mit dem Briefeinlauf der letzten Wochen nachgekommen? Was Wichtiges?“

„Nicht viel Neues; nur hier, das scheint mir in der Tat keine reine Autogrammjägerie zu sein. Darauf sollten Sie gelegentlich einmal persönlich antworten. Oder diktieren Sie mir noch rasch etwas in die Maschine. Zum mindesten finden Sie stoffliche Anregung in diesem Schreiben.“

Der Dichter nahm den Brief des Knaben. Er las ihn und zog sich dann in sein Zimmer zurück. „Sonderbar“, sagte der Dichter, „sonderbar!“ Aber damit war es nicht abgetan. Seine Gedanken kamen nicht davon los. Der Brief eines Kindes — und trotzdem für ihn fesselnder als irgend etwas aus der Korrespondenz der letzten Monate. Wie war das? Er gehörte allen, und doch nahm dieses Kind, dieser Knabe, von ihm allein Besitz. Der Brief eines Kindes — und vor ihm zerbarsten all jene daseinschweren Probleme, die in seinem neuesten Werke Gestalt und Ausdruck gewonnen hatten und darum die Welt ihn pries. Der Brief eines Kindes — der Brief eines Kindes in diesem von so buntem Erlebniswechsel durchschütterten Dasein, und doch tausendmal erschütternder als die ganze Kette dieser Erlebnisse. Sonderbar! Der Dichter griff zur Feder. Dieser begeisterungsfrohen Jugend durfte man die Antwort nicht schuldig bleiben. Lag in solcher glühenden Anerkennung doch die Gewähr, daß dem Künstler nicht allein die heutige, vielmehr auch die künftige Generation gewogen war. Das ergab Ausblicke in die Zukunft, in die Ewigkeit.

Und der Dichter schrieb. Dabei spürte er sehr deutlich, wie ihm zwei Augen auf das Papier blickten, zwei dunkle heiße Augen, voll Locken und Verlangen, feuchter als Frauenaugen, die ihm so oft gelächelt hatten. Er spürte, wie ihn Arme umschlangen, vertrauensfest und doch weich, mit einer schmeichelnden Brunnst, wie sie ihm reiner nie gegläht hatte. Der Brief eines Kindes — ihm gehörte diese Nacht und die Verse, die diese Nacht gebar. — Noch in der Nacht mußte der Sekretär den Brief an den Knaben besorgen.

Als der am anderen Morgen eintraf, kam er gerade recht, daß ihn die Mutter ihrem toten Kinde zwischen die wachsernen Finger stecken konnte, ehe die Leichenmänner den Sarg verschlossen. So wurden denn mit Bonaventura die Verse ins Grab gesenkt. Es sind jene Verse, die man im allgemeinen unter der Überschrift „An einen Knaben“ kennt, von einer unbeschreiblichen Anmut und Zartheit des Klanges und einer sinnend in sich versunkenen Wehmut des Rhythmus. Es sind jene betörenden, süßen Strophen, wie sie nur der Dichter schreiben kann und um die er leben wird im Mund seines Volkes, im Gedanken der Menschheit. Man spürt deutlich, wie des Dichters Seele zitterte, als er sie schrieb. O, es wäre fürwahr ewig schade gewesen, wenn sie Bonaventura ganz mit sich hinabgenommen hätte als seinen eigenen Besitz. Mein der Dichter hatte, Gott sei Dank, ehe er den Brief verschloß, durch seinen Sekretär eine Maschinenabschrift des Manuscriptes auffertigen lassen.

Wilhelm Zentner / Drei Gedichte.

Der letzte Gast.

Vom Wein vertrollt hat sich ein später Gast,
die wache Uhr nur knarrt noch im Gehäuse, —
der müde Wirt hält längst am Schankblech Raft,
bei Speisereifen feiern drum die Mäuse.

Da klinkt die Tür, ein Wandrer tritt herein,
des Krügers Hund will murrend ihn berücken;
der Römmling winkt, scheu klemmt den Schwanz er ein,
sich kuschend hinterm Ofen zu verkriechen.

Das Schenkenbuch laugt sich der Fremde her,
die Feder schleift, wie wenn man Senfen wehte,
und in die Spalten, die von Namen schwer,
schreibt nun der letzte Gast sich ein der allerletzte

Der Wirt zuckt auf. Wecht ihn der Federzug?
Streckt er sich nur zu tieferem Behagen?
Der Fremde horcht und läßt dann leis den Krug;
die Uhr steht still, sie weiß nichts mehr zu sagen.

Herbst.

Es ist dies müde Lächeln nicht allein,
das noch der Herbst von blassen Lippen zwingt,
es ruht zutiefst in mir, dies Traurigsein,
das wie ein Rehrreim dunkler Strophen klingt.

Ein Lied ist dieses Leben, dessen Sinn
nur heller unsrer Scheidestunde schwant,
da der Verlust an kommenden Gewinn
und Traurigsein an leise Freuden mahnt.

Ein altes Lied ist aufgewacht.

Ein altes Lied ist aufgewacht,
das ich vor Jahren sang,
das Leben hat's nicht wahr gemacht
und es verflora, verchwana.

Ich hab's im tiefsten Brum versenkt,
wie einen Strauß zerplückt,
Ich hab's in allen Wind geprengt
mit Messern wild zerstückt.

Viel Monde war es stumm und tot
und hebt doch wieder an —
o Herz, das, was es einst durchloht,
nie mehr vergessen kann!